

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 113.

Elbing, den 15. Mai.

1895.

Nemesis.

Roman von Karl Savelberg.

Nachdruck verboten.

1)

1. Kapitel.

Ein Abenteuer.

An einem Septembereabend traten aus einem hell erleuchteten Restaurant in einer Vorstadt Berlins, über dessen Eingang ein in drei bunte Felder getheiltes, in der Mitte mit einem Hügel bemaltes Wappen prangte, wie sie die Knelpen hundertjähriger Verbindungen zu kennzeichnen pflegen, Arm in Arm zwei junge Leute. Der eine trug „Civil“, der andere den hellfarbigen Stürmer eines Corps, dessen Mitglieder zum größten Theil nur den ersten Gesellschaftskreisen angehörten. Der erstere war von kleiner, runderlicher Figur, mit gutmüthigen Gesichtszügen und lebhaften Augen, der andere von schlanker, aristokratischer Gestalt, mit ernsten, aber auf den ersten Blick einnehmenden Zügen.

„Du magst nun jagen, was Du willst, Rodenstein,“ sagte der Kleine, „Deine Munterkeit ist eine erkünstelte, Dich bedrückt etwas. Beim alten Foh zu Heidelberg! Wenn ich daran denke, welch fideles flotter Kumpan Du zu Straßburg warst, dann erkenne ich heute den Leibkuch Rodenstein von damals in Dir nicht wieder. Ist das Burschenart, den Kopf hängen zu lassen und sich geizgrämig von aller Gesellschaft zurückzuziehen?“

„Tempora mutantur, mea lieber Berkeo!“

„Freilich, das merkt man an Dir. Komme da heute in Berlin an, lenke meine ersten Schritte zu Dir, höre von Deinem Herrn Bruder, daß ich Dich hier treffen würde, eile sehnsüchtig hierher und finde statt des früher so muntern, offenerzigen Rudolph einen finstern, verschlossenen Gesellen, der anstatt an meine Brust zu eilen, und sich über unser Wiedersehen zu freuen, bei meinem Anblick verlegen wird, als ob er mir Gottweilich was schulde. Nimm mir den Vergleich nicht übel, aber gerade so standest Du da. Ich dachte nach, ob vielleicht das Umgekehrte der Fall sei, konnte mich aber beim besten Willen nicht erinnern, daß ich jemals einen Pimp bei Dir schuldig geblieben. Du lachst; je nun, mir war die Sache nicht lächerlich. Warum weichst Du mir aus? Weshalb wolltest Du Dich jetzt so heimlich entfernen, wo

der Kommerz doch kaum erst begonnen hat? Geschlecht dies meinetwegen? Habe ich jemals Dir etwas zu Leide gethan?“

„Nein, Berkeo, Du bist mir vor wie nach der liebste Freund; aber, so seltsam meine Bitte auch klingen mag, dringe nicht weiter in mich. Wir können nicht mehr wie früher verkehren; drum suche mich nicht mehr auf, überlaß mich mir selbst. Es giebt Verhältnisse, wo man —“

„Wo man gut daran thut, sich einem Freunde anzuvertrauen. Kurz und gut, ich bestehe nun erst recht darauf zu wissen, was Dich bedrückt. Hast Du vergessen, was Du mir einst versprochenst, als ich, na Du weißt ja, was ich meine; man erinnert zwar Jemand nicht gern an empfangene Wohlthaten, aber bei Dir scheint das wirklich nöthig zu sein. Was hast Du mir damals gelobt? Und nun willst Du mich einfach abhütteln, den Verkehr mit mir meiden? Mensch! kost möchte ich glauben, daß an Deinem Hirnkasten eine Schraube sich gelöst hat; es scheint bei Dir nicht mehr so recht richtig zu sein im Oberstübchen. Willst Du Dich mir anvertrauen oder nicht? Ich will mich Dir gewiß nicht aufdrängen; wenn Du es wünschst, so trennen sich unsere Wege von heute ab, und der Helfensteiner ist für mich ein Fremder geworden. Rud! Rud! Sollen wir so auseinandergehen?“

„Nein, Hugo, Du treue Seele! Du hast recht, es war thöricht von mir, Dich aufgeben zu wollen. Vergieb, ich wollte Dich nicht kränken, aber meine Schmach bringt mich fast von Sinnen.“

„Schmach? Schmach, sagst Du? Was könnte Rudolph von Helfen vulgo Rodenstein Schmachvolles begangen haben? Du sprichst wohl im Fieber, Freund? Bist Du krank, fühlst Du Dich unwohl? Du siehst mir ganz danach aus.“

„Nein, Hugo, ich bin nicht krank. Fast möchte ich wünschen, ich wäre es und alles nähme ein Ende. Denn so, so kann ich nicht weiter leben. Bei Gott, ich kann es nicht!“

„Wie aufgeregt Du bist! Komm, ich beleihte Dich nach Hause; unterwegs kannst Du mir dann Deinen Kummer anvertrauen. Vielleicht kann ich Dir rathe, Dir helfen!“

„Nein, Freund, Du kannst mir nicht helfen, Du am allerwenigsten. Aber Du sollst alles wissen, nur nicht heut. Komm morgen Abend zu mir in meine Wohnung, die Adresse weißt

Du, dann sind wir allein, ungestört. Heute bist ich zu erregt. Wirst Du kommen?"

"Ich werde kommen, um welche Zeit?"

"Zwischen sieben und acht werde ich Dich erwarten."

"Ganz recht, gute Nacht!"

"Schlaf wohl!"

Nach einem kurzen festen Händedrucke kehrte Hugo von Walsborn in das Restaurant zurück, während Rudolph von Helsen sich auf den Heimweg begab.

Sein Weg führte ihn durch abgelegene, stille Straßen; die Finsterniß war so stark dort, daß er bei dem matten Schelne der wenigen Laternen und dem holperigen Pflaster mehrmals strauchelte. Ja, er wich sogar von dem so oft schon zurückgelegten Wege ab und mußte schließlich inne halten, bevor er weiter ging, um sich zu orientiren, wo er sich befand.

Da vernahm er deutlich ein ängstliches Hülfserufen. Sogleich lockerte er seinen Stoddegen, den er stets bei sich zu tragen pflegte, und eilte dem Orte zu, woher der Nothschrei an sein Ohr gedungen war. In einer engen Gasse angelangt, bemerkte er bei dem trüben Lichte einer Laterne einen Mann, welcher sich gegen zwei Kerle verteidigte, dessen Kräfte aber dem vereinigten Andrängen seiner beiden Gegner zu unterliegen drohten.

Ohre lange nach der Ursache des ungleichen Kampfes zu fragen, stellte von Helsen sich schnell auf die Seite des Schwächern und nun begann ein kurzes aber heftiges Gefecht, in welchem der edelmüthige junge Mann zwar eine Wunde am rechten Unterarm erhielt, dennoch aber einen vollständigen Sieg über seine Gegner davontrug. Bald ergriffen sie blutend die Flucht und ließen ihn mit seinem Schützling allein.

"Gott im Himmel wird Ihnen Ihre menschenfreundliche Hülfe vergelten!" nahm der Fremde das Wort. "Sein reichster Segen komme über Sie! Gott! großer Gott! wenn Sie mir nicht Aufgesprungen wären, was wäre dann aus mir, aus meiner Tochter geworden?" Mit diesen Worten drückte er dankbar die Hand seines Retters, der sich nunmehr im Welterschrelen nach der Ursache des nächtlichen Angriffs erkundigte.

"Ich kenne die Bösewichte nicht, habe sie auch nie vorher gesehen. Als ich hier in die Straße trat, sprangen sie plötzlich auf mich zu und forderten mein Geld. Grade an diesem Abend habe ich nun mit Jemand Abrechnung gehalten, der mit mir in Geschäftsverbindung steht. In Folge dessen trage ich mehr als die Hälfte meines geringen Vermögens bei mir, und war ich deshalb gezwungen, mich allen Ernstes zur Wehr zu setzen. Das Uebrige wissen Sie! Wären Sie, edler junger Mann, mir nicht zu Hülfe gekommen, es wäre jetzt um mich geschehen; die Schurken hätten mich ermordet oder doch mindestens durch den Raub meines Geldes mich zeitweilig unglücklich gemacht. O, bitte, nennen Sie mir Ihren Namen,

damit ich meiner Tochter den Retter ihres Vaters bezeichnen kann."

"Ich heiße von Helsen!" gab der Gefragte zur Antwort.

"Und sind Student, Ihrer Kleidung nach zu urtheilen?"

"So ist es! Nun aber werden Sie es mir nicht übel deuten, wenn ich auch nach Ihrem Namen frage."

"Mein Name ist Philipp Wollmer, ich bin Kaufmann, und dort ist meine Wohnung. Ich bin überzeugt, daß ich meinen edelmüthigen Retter nicht vergeblich ersuchen werde, einige Augenblicke bei mir einzutreten."

Herr Wollmer hatte mehrmals von einer Tochter gesprochen. Welcher junge Mann, und noch dazu ein Student, würde nun die Gelegenheit, die Bekanntschaft eines jungen Mädchens zu machen, das vielleicht mit allen Reizen holder Weiblichkeit ausgestattet war, nicht ergreifen haben? Der junge Graf, der trotz seiner Verfassung neugierig war, die Tochter Wollmers kennen zu lernen, willigte nach kurzem Bedenken ein. Das keineswegs vorgerückte Alter Wollmers ließ vermuthen, daß dessen Tochter noch in der Blüthe der Jahre stehen müsse. Und in welchem vorthellhaften Lichte mußte er dieser erscheinen? Er war der Retter ihres Vaters! Wo aber gäbe es ein Mädchen, das, wäre es auch noch so spröde und zurückhaltend, nicht wenigstens einen dankbaren Blick für Denjenigen hätte, der sein Leben in Gefahr brachte, um ihrem Vater Leben und Glück zu erhalten.

Eine schon bejahrte Magd öffnete dem Kaufmann und seinem Begleiter die Hausthüre; kaum erblickte sie ihren Herrn, dessen Gesicht mit Blut bedeckt war, als sie einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Hierdurch herbeigerufen, trat aus einem Zimmer am Ende des Hausganges ein junges, ganz in Schwarz gekleidetes Mädchen und stürzte, als es Wollmer erkannte, diesem mit den Worten in die Arme: "Großer Gott! Vater, was ist Dir geschehen?"

"Beruhige Dich, Dora," sagte Wollmer. "Dank dem mutthigen Bestande und der Hülfe meines wackern Begleiters dort bin ich unverfehrt."

Dora wandte sich zu Rudolph, den sie jetzt erst zu bemerken schien, und sah ihn einige Augenblicke sprachlos an. Die ihr wohlbekannte Mühe, daß so angesehenen Korps ließ sie erkennen, des sie einen sehr vermögenden, wohl gar hochgeborenen Herrn vor sich habe.

Herr Wollmer stellte die beiden jungen Leute einander vor: "Meine Tochter Dora!" "Herr von Helsen!"

Dora machte einen tiefen Anz und blieb den Retter ihres Vaters mit kindlicher Herzlichkeit willkommen. Dann eilte sie, für den verwundeten Vater zu sorgen.

Bald saßen der Student, der Kaufmann und dessen Tochter in traulchem Gespräche in einem Zimmer beisammen, welches, obwohl nicht prächtig, doch die Kennzeichen gediegener Wohl-

habenbelt zur Schau trug, wie man sie in den Wohnungen besserer Bürger anzutreffen pflegt. Die beiden Männer suchten beim funkelnden Pokale das überstandene gefährliche Abenteuer zu vergessen und unterhielten sich über die neuesten Vorkommnisse in der Reichshauptstadt, als Dora, die ihre Augen unverwandt auf Rudolph gerichtet hatte, plötzlich ausrief: „O Gott, was sehe ich! Sie sind verwundet, mein Herr, aus Ihrem Armel rinnt Blut.“

„Es hat nichts zu bedeuten,“ entgegnete Rudolph.

Vater und Tochter hörten jedoch nicht auf, in ihn zu dringen, bis er nachgab und seine Wunde von Dora verbinden ließ. Verwundert blickte er auf, als die alte Magd auf des Mädchens Geheiß einen Verbandkasten von nicht unbedeutendem Umfange herbeibrachte, in dem alle zur ersten Hülfeleistung bei Unglücksfällen notwendigen Stoffe, Binden und Arzneien aufs zierlichste geordnet lagen.

„Es kommen zuweilen in meiner an dies Haus anstoßenden Fabrik Unglücksfälle vor,“ erklärte Herr Wollmer, den erstaunten Blick seines Gastes bemerken. „In solchen Fällen bewährt sich meine Tochter als vortreffliche Samaritern.“

Eine leichte Röthe überflog die schönen Züge des jungen Mädchens; mit kundiger Hand suchte sie die nöthigen Binden und Leinwand hervor, während Rudolph den Arm bis zum Ellenbogen entblößte. Die Wunde erwies sich als eine durch einen Messerschnitt verursachte Schramme, nicht sehr tief und ganz ungefährlich. Dennoch erregte das starke Anziehen der Binde, nachdem die Wunde ausgewaschen, ein Schmerzgefühl, so daß er leicht zusammenzuckte.

Ihm war, während ihre kleinen Finger seinen Arm berührten, als ob eine seltsame, nie gekannte Empfindung durch seine Adern flosse, und als sie ihn theilnehmend fragte: „Schmerzt es sehr?“ und ihn dabei mit ihren großen, schönen Augen so unschuldsvoll-vertraulich anblickte, da war er kaum mehr seiner mächtig. Ganz allein mit dem herrlichen Mädchen — der Vater hatte eben für einige Augenblicke das Zimmer verlassen — vermochte er nur mit Mühe die in ihm aufsteigende Leidenschaft zu zügeln; am liebsten hätte er das reizende Kind kümmlich an seine Brust gezogen.

So, sie war wirklich reizend, die neunzehnjährige Schöne. Ihr Antlitz war ein Spiegel, in dem ihre Seele sich zeigte, so rein, so keusch, wie sie wirklich war. Große blaue Augen, von langen dunkeln Wimpern und schön gewölbten Augenbrauen beschattet, strahlten ihm unbefangenen entgegen. Der kleine, zierliche Mund verleiht ihrem von dunkelbraunen Locken umwallten Köpfcgen etwas ungemein Liebliches. Ihre Gestalt war nicht hoch, nicht stolz, nicht imponirend, aber das Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihr; denn jede ihrer Bewegungen zeigte eine ungezwungene natürliche Grazie. Ihre Stimme war sanft und melodisch, ihr Benehmen unantasthaft

und ungekünstelt; kein rauhes Wort, kein Sprachfehler kam über ihre Lippen, der das Ohr eines Sprachkenners hätte beleidigen müssen; kurz, ihre Erziehung, ihre Bildung schien eine mustergültige, vollendete zu sein.

Es war das erste Mal, daß der junge Graf mit einem Bürgermädchen verkehrte; er mußte sich gestehen, daß diese Dora Wollmer dem Stillsitzen nicht entsprach, das er sich bisher von einem solchen gemacht hatte. Wie reizend stand ihr das Erröthen, das bei jedem kleinen Anlaß ihre Wangen überzog; bei den jungen Damen der Aristokratie und höheren Stände, die er bisher kennen gelernt, hatte er dies nie bemerkt. Sie war ein echtes Naturkind, rein und unerschrocken. Kein Wunder, daß sie auf den gemüthvollen und nichts weniger als blasirten jungen Mann einen tiefen Eindruck machte.

Schicklichkeit und Anstand nöthigten ihn endlich, den Heimweg anzutreten.

„Mein Haus steht Ihnen zu jeder Zeit offen, Herr von Helsen,“ sagte Wollmer beim Abschied, „mich selbst aber werden sie stets bereit finden, Ihnen zu dienen und glauben Sie mir, je mehr Sie von beidem Gebrauch machen, desto freundiger werde ich Sie empfangen.“

Hierauf drückte er ihm freundschaftlich die Hand und Dora sprach, wenn auch schweigend, mit einem herzlichen Blicke ihrer schönen Augen diese Wünsche nicht minder beredt aus, als ihr Vater.

Gestig bewegt, begab sich Graf Rudolph nach Hause. Er hatte noch einen weiten Weg zurückzulegen; als er aber an seiner in der Friedrichstraße gelegenen Wohnung anlangte, wunderte er sich selbst, daß er schon dort sei. Dem in tiefe Gedanken Verfunkenen war die Zeit wie im Fluge verstrichen.

In einem straßenwärts gelegenen Salon der ersten Etage, welche er zusammen mit seinem Bruder bewohnte, brannte noch Licht; also war dieser noch nicht zur Ruhe gegangen. Es war jetzt elf Uhr, wahrscheinlich war Oscar auch eben erst heimgekehrt. Er war nicht in der Stimmung, mit dem jüngern Bruder noch über diese oder jene gleichgültige Sache zu sprechen; mit dem Entschlusse, nach einem kurzen „Gute Nacht“ sich in sein Schlafzimmer zu begeben, betrat er den Salon.

Leutenant Oscar von Helsen lag in bequemer Haltung auf einer Chaiselongue hingestreckt und blies in Ermangelung einer anderen Beschäftigung duffige Wölckchen aus seiner Cigarette empor. Ohne den Nachtgruß des Bruders zu erwidern, sah er mit einem eigenthümlich spöttischen Blicke zu diesem hinüber.

Graf Rudolph verbiß den in ihm aufsteigenden Aerger und wandte sich zum Gehen.

„A propos!“ bemerkte der Leutenant endlich. „Ich begegnete vorhin Herrn von Waldborn. Er sagte mir, daß Du bereitst vor zwei Stunden die Kneipe verlassen habest und nach Hause

gegangen seist. Ich glaubte, daß ich Dich hier vorfinden würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Ein kostbarer Käfer.** Manchem macht, nach dem Berliner Volksmunde, ein Käfer, den er hat, viel zu schaffen. Der Bremer Polizei gegenüber würde der Vorwurf, der in der Anwendung des obigen Scherzwortes auf sie liegen würde, nicht gerechtfertigt sein; der genannten Behörde bereitet vielmehr ein Käfer, den sie, wenigstens vorläufig, nicht hat, viel Scherereien. Aus der Insektenabtheilung des Museums zu Bremen ist nämlich ein besonders werthvoller Deckflügler entwendet worden, und die Polizei bemüht sich nach Kräften, seiner, sowie seines Entführers habhaft zu werden. In letzterem kann nur ein sachkundiger Sammler, der den Werth des entwendeten Exemplars kennt, vermuthet werden. Vielleicht dürfte der geraubte Käfer einem Museum zum Kauf angeboten werden und so zur Entdeckung des für ähnliche Institute gefährlichen Insektenliebhabers führen. Es handelt sich um ein Exemplar von *Titanus giganteus*; der Käfer ist ca. 20 Centimeter lang und etwa 5 Centimeter breit, hat schmutzgrüne Grundfarbe, während auf dem Rücken einige hellere Streifen hervortreten.

— **Eine recht peinliche Ueber-
raschung** bot sich neulich einem unverheiratheten Berliner Baumeister, der von einer Studienreise zurückkehrte. An der Thür seiner Wohnung war, lesbar für Jedermann, ein amtliches Schriftstück angeschlagen, das mit den Worten begann: „Der Gerichtsvollzieher hat Sie nicht zu Hause angetroffen etc.“ Portier und Aufwarterin theilten noch außerdem mündlich dem Heimkehrenden mit daß der Mann des Gesetzes ihm einen Besuch habe machen wollen. Der Baumeister war sich jedoch weder einer kriminellen noch civilen „Schuld“ bewußt, und die Zustellung, welche nun auf der Post für ihn lagerte, enthielt auch lediglich seine . . . Einberufung als Geschworener. Bei dem „Nimbus“, der noch immer dem Gerichtsvollzieher anhaftet, wäre es doch wirklich angemessen, für solche öffentlichen Zustellungen eine andere Form zu wählen; es würde vollkommen genügen, wenn der Anschlag nichts weiter enthielte, als die Benachrichtigung, daß für den Adressaten im Postamt ein amtliches Schreiben liegt.

— **Die Brigantenschlacht bei Uci Castello.** Bei Uci Castello in der Gegend

von Sicarazzi in Sicilien fand ein furchtbarer Kampf zwischen neun mit Flinten, Revolvern und Aexten bewaffneten Räubern und mehreren Carabinieri statt. Die Brüder Sinatra, reiche Besitzer eines Landhauses, hatten eine beträchtliche Anzahl Kälber verkauft und dafür eine große Summe eingenommen. Die beiden Brüder bewohnten nur zwei Zimmer ihres Landhauses. In Folge einer Denunciation erfuhr die Polizei, daß einige Straßenräuber, die von dem Kälberverkauf gehört hatten, das Landhaus übersallen würden. Man traf sofort die nöthigen Vorkehrungen, und es begaben sich sechs Carabinieri und ein Brigadier einzeln und auf verschiedenen Wegen zu dem Hause, wo sie sich versteckten. Kurz vor 9 Uhr Abends hörte man Geräusch und den Widerhall von Männerritten. Durch ein Zugloch blickend, sah der Carabinieri-Lieutenant Remus draußen neun stark bewaffnete Männer stehen, die sich anschickten, das einsam liegende Haus im Sturm zu nehmen. Die Räuber erhoben einen Höllenlärm, und einige von ihnen riefen laut die Namen Brüder Sinatra. Drazio Sinatra öffnete nun unvorsichtiger Weise die Hausthür und schritt auf die Räuber zu. Er wurde mit mehreren Schüssen empfangen und sank, von vielen Kugeln durchbohrt, todt zu Boden. Die Räuber drangen darauf, ununterbrochen schießend, in das erste der von den Brüdern Sinatra bewohnten Zimmer ein. Hier entspann sich eine wilde Schlacht, die nur zehn Minuten dauerte, aber furchtbare Folgen hatte. Das Zimmer war durch ein Petroleumlämpchen erleuchtet gewesen, das jedoch bei den ersten Flintenschüssen erlosch; man kämpfte also im Dunklen, Brust an Brust und Mann gegen Mann. Der Carabiniere Salvati streckte zwei Räuber nieder; drei andere wurden von anderen Carabinieri durch Revolvergeschüsse getödtet; ein sechster, der Tischler Messina, wurde tödtlich verwundet. Die anderen drei Briganten wurden festgenommen, als sie zu entfliehen suchten. Das Zimmer, in welchem der furchtbare Kampf stattfand, bietet einen Entsetzen erregenden Anblick dar; alle Möbel sind kurz und klein geschlagen. Der überlebende Sinatra ist vor Angst irrsinnig geworden. Die neun Verbrecher scheinen keine „richtige“ Brigantenbande gebildet, sondern sich eigens zu dem oben erwähnten Zweck organisiert zu haben.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Herm. Konecki
in Elbing.

Druck und Verlag von S. Gorbz
in Elbing.